

Mayr, Franz Karl, *Geschichte der Philosophie*. I. Teil: Antike. Berckers Theologische Grundrisse, Bd. V/1. Kevelaer (Rheinland), Butzon & Bercker, 1966. 352 S. – Ln. DM 19,80. Kart. DM 16,80.

Unter den Darstellungen der Geschichte der Philosophie kommt dem vorliegenden Werk eine besondere Stellung zu; es will »vorwiegend unter sprachphilosophischen Gesichtspunkten voranschreiten« (15). Darin ist zugleich die Berechtigung dafür zu sehen, »daß hier der ohnehin schon stattlichen Zahl von bisherigen Handbüchern, Lehrbüchern und Taschenbüchern der Philosophiegeschichte noch ein Bändchen zum selben Thema hinzugesellt werden soll« (a. a. O.). Statt dem herkömmlichen Einteilungsschema der antiken Philosophiegeschichte zu folgen, hat darum der Verfasser mehr darauf Bedacht genommen, »die sprach- und denkgeschichtlichen Motivverschlingungen in ihrem geschichtlichen Werden herauszustellen« (a. a. O.). Es soll »der philosophische Gedanke gleichsam im statu nascendi, im Übergang gewissermaßen

vom ›vorgeburtlich‹ (lat. praegnans) mythischen zum nachgeburtlich logischen Stadium im Griechentum« nachgezeichnet werden (16).

Diese Entwicklung ging nach dem Verfasser von einer ursprünglich einheitlichen Schau der Wirklichkeit zu einer immer stärkeren »Verdinglichung« der Begriffe, wie besonders an den Begriffen des Seins und der Physis darzutun versucht wird. Während bei den Vorsokratikern Physis das Sein in einem umfassenden Sinn meint, das auch das Werden in sich schließt, ist schon bei Platon und vollends bei Aristoteles das Sein aufgespalten in die zwei Dimensionen des metaphysischen und physischen Seienden (23). Ebenso vollzog sich eine »Vergegenständlichung« der Sprache. Für den Griechen war nach den Ausführungen des Verfassers die Sprache »ursprünglich nicht bloß die menschliche Verlautbarung von Gedanken über eine Sache, sondern die Denken und Sprechen wie auch das Erscheinen der Sache umfängende und so Subjektivität und Objektivität umgreifende Gegenwart des Seins« (133). Aus diesem Gesamtphänomen der menschlich-geschichtlichen Sprache, das seine Verkörperung vor allem im Mythos hatte, wurde der aus der Wesensschau gewonnene »Begriff« herausgelöst und in Gegensatz zum »Wort« gebracht (a. a. O.). Für diese »ungemäße« Vergegenständlichung der Sprache werden in erster Linie (nach den Sophisten) auch wieder Platon und Aristoteles verantwortlich gemacht (a. a. O.).

Ohne Zweifel ergeben sich aus dieser sprachphilosophischen Betrachtung eine Reihe interessanter Gesichtspunkte für die Aufhellung der Entfaltung des philosophischen Gedankens. Namentlich läßt sich auf diese Weise der Bedeutungswandel so mancher Begriffe, wie des Begriffes der Physis, und die Herausbildung des begrifflichen abstrakten Denkens überhaupt aufzeigen, wobei diese Entwicklung aber keineswegs bloß als »ungemäß« zu bewerten ist. Jedoch treten in dieser Sicht die eigentlichen Sachprobleme, die die innerste Triebfeder der philosophischen Entwicklung sind, und von denen her sich das Verständnis der einzelnen philosophischen Systeme erst so recht erschließt, allzu leicht in den Hintergrund. Daß der Verfasser dieser Gefahr nicht entgangen ist, ließe sich an Hand zahlreicher Beispiele aufzeigen. So ist es schon bei Parmenides wohl nicht so sehr die »Verdinglichung des ursprünglich in der lebendigen Sprache nie wie ein Gegenstand gegebenen ›Seins‹« (59), die ihn zur Annahme des einen und unbewegten Seins führte und die »Welt der bewegten Dinge, die Raum- und Zeit-Welt« nicht bloß, wie der Verfasser meint, »in ihrem Welt-Sein abwerten« (58), sondern tatsächlich als bloßen subjektiven Schein erklären ließ, als vielmehr sein Rationalismus, der mit dem bereits bei den Milesiern aufscheinenden Problem der Vielheit und des Werdens nicht fertig wurde.

Nur von dieser Problemlage her, die noch verschärft wurde durch Heraklits »panta rhei« – mag nun das Wort von ihm selber stammen oder nicht –, das das sinnlich erfahrbare Sein, das hier durchaus als Wirklichkeit genommen ist, ganz unter das Gesetz des Werdens und der Vielheit stellt, verstehen sich sowohl die Bemühungen der »Jüngeren Naturphilosophen« – vom Verfasser als »Mechanisten« bezeichnet, obwohl jedenfalls Empedokles und Anaxagoras die Bewegung keineswegs auf mechanische Kräfte zurückführten – als auch die ganze Akt-Potenz-Lehre des Aristoteles. Daß der Verfasser bei aller eingehenden Darstellung diesem Zentralpunkt der aristotelischen Philosophie von seiner sprachphilosophischen Sicht her letztlich nicht gerecht wird, zeigt u. a. seine Behauptung, daß »Aristoteles . . . Energeia – Dynamis, die gerade keine Dinge, sondern ungegenständliche ›Gründe‹ der Dinge sind, selbst zu einem Kausalverhältnis nach Art von Dingen umdeutet« (273). Auch die »Hyle« soll Aristoteles nur als »eine vergegenständlichte Ursache der Dingbewegung neben anderen« sehen (253), wo er doch betont, daß gerade die »erste Materie« sich jeder begrifflichen Festlegung entzieht. Es ist auch wenig ersichtlich, wieso durch die platonische Ideenlehre »das ›Sein‹ . . . immer mehr auf das dinghaft vorgestellte ›Seiende‹ zurückgeführt« sein soll (163). Es scheint, daß der Verfasser, indem er die ganze Entwicklung des griechischen Denkens in die Richtung der »Verdinglichung« und »Vergegenständlichung« zielen läßt – auch Gott soll die »klassisch-griechische Metaphysik« »zu einer mit den Dingen grundsätzlich vergleichbaren und durchschaubaren ›Substanz‹ umgedeutet« haben (296) – trotz seiner sorgfältigen, sprachgetreuen Methode in die griechische Gedankenwelt Kategorien hineinträgt, die einer ganz anderen Denkwelt (Kant, Heidegger) entnommen sind. Daß die sprachphilosophische Methode ihre Grenzen hat und nicht für alle Perioden der Philosophie gleich fruchtbar ist, zeigt die etwas dürftige Behandlung der hellenistischen Philosophie mit Epikur und der Stoa. – Philon und den Neuplatonismus hat der Verfasser dem zweiten Band seiner Geschichte der Philosophie vorbehalten.

Es soll nicht geleugnet sein, daß die sprachphilosophische Methode für die Geschichte der Philosophie von großem Nutzen ist; sie ist sogar unentbehrlich für eine genuine Klärung der jeweiligen Problemlage. In diesem Sinn kann ohne Zweifel aus der vorliegenden Arbeit, in der ein erstaunlich reiches sprachphilosophisches Wissen ausgebreitet ist, trotz der zu machenden Vorbehalte für ein tieferes Verständnis der antiken Philosophie viel Wertvolles gewonnen werden.

Freising

Jakob F e l l e r m e i e r